



RUDI KELLER

SPRACHWANDEL

BDÜ 2000: FASZINATION SPRACHE – HERAUSFORDERUNG ÜBERSETZUNG



1.

Sie, meine Damen und Herrn, die Übersetzerinnen und Übersetzer verdanken Ihr faszinierendes Betätigungsfeld menschlicher Hoffart; oder etwas weniger prosaisch ausgedrückt: menschlichem Größenwahn. Denn ursprünglich, so las ich im Zuge meiner Vorbereitung auf diesen Kongress, »hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache« (Genesis 11). Und als die Menschen auf die Idee kamen, einen Turm zu bauen, »dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen«, da wurde es dem Herrn gleichsam zu bunt, und er sprach: »Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe.« Ich finde, dies ist eine schöne Geschichte. Was müssen unsere Vorfahren, denen wir diese Geschichte zu verdanken haben, für nette und harmoniebedürftige Leute gewesen sein, wenn sie die Tatsache, dass es so viele Sprachen auf der Welt gibt, als Strafe Gottes angesehen haben. Sprachen sind, so sagen die heutigen Linguisten, Systeme sprachlicher Zeichen, so genannter Symbole. Und bezeichnenderweise ist – wenigstens etymologisch gesehen – das Gegenstück zum Symbolischen das Diabolische. Denn *symballein* heißt »zusammenwerfen, ordnen« und *diaballein* heißt »durcheinanderwerfen«. Der Diabolos, der Teufel ist derjenige, der Unordnung schafft, verwirrt und Zwietracht sät, »des Chaos vielgeliebter Sohn«, wie Goethes Mephisto sich selbst nennt. Die Vielsprachigkeit der Erdenmenschen ist in den Augen unserer Vorfahren aus dem Zweistromland, wenn Sie so wollen, eine gottgewollte Teufelei. Und Ihnen, meine Damen und Herrn, den Übersetzerinnen und Übersetzern kommt die schöne Aufgabe zu, die verheerenden Konsequenzen der menschlichen Hoffart ein wenig zu heilen und die Strafe Gottes einigermaßen erträglich zu machen.

Lassen Sie mich jedoch die ketzerische Frage stellen: Gäbe es die Übersetzer nicht, wenn es den Turmbau zu Babel nicht gegeben hätte? Die theologische Antwort kenne ich nicht, aber die linguistische weiß ich: Doch, man bräuchte Sie trotzdem – und Schuld daran ist der allgegenwärtige Sprachwandel. Denn so wie sich Latein in den letzten 2.000 Jahren auseinander entwickelt hat zu den zahllosen romanischen Sprachen, so hätte sich auch eine potenzielle Einheitsprache der Menschen notwendigerweise in regionale Einzelsprachen entwickelt. Und damit bin ich bei meinem Thema, dem Sprachwandel.



2.

Sprachwandel gibt es in allen Sprachen, zu allen Zeiten und in allen Bereichen – von der Phonologie über die Morphologie, die Syntax bis hin zur Lexikologie und Semantik. *Der siebzehnte* hieß vor zwölfhundert Jahren noch *sibuntozehanto*, einen Artikel gab es damals im Deutschen noch nicht. Und das heute bei den Jugendlichen so beliebte Wörtchen *geil* gab es bereits im Mittelhochdeutschen; aber damals bedeutete es soviel wie »fröhlich«. Auch in unserem heutigen Deutsch erkennt der aufmerksame Sprachbeobachter Sprachwandel. Allerdings wird er typischerweise von den Zeitgenossen nicht als Wandel wahrgenommen, sondern als Sprachverfall. Wie kommt das? Ganz einfach: Eine Sprache ist ein komplexes System konventioneller Regeln. Jede Veränderung einer Konvention beginnt notwendigerweise mit deren Übertretung; und Übertretungen sprachlicher Konventionen nennt man »Fehler«. Wenn der Fehler schließlich zum allgemeinen Usus geworden ist, dann hat er aufgehört, ein Fehler zu sein und eine neue Konvention ist entstanden. Solange das Präteritum des Verbs *schrauben* noch *schrob* lautete (*schrauben, schrob, geschroben* – so wie *saufen, soff, gesoffen*), solange machte der, der *schraubte* sagte einen Fehler. Heute machen wir diesen »Fehler« alle, und genau deshalb ist es keiner mehr. (Erhalten geblieben ist uns nur noch die Form *verschroben*, das Partizip von *verschrauben*.) Dieses Beispiel macht deutlich, warum aufmerksame Sprachbeobachter immer, überall und zu jeder Zeit den Eindruck gewinnen müssen, dass ihre Sprache verwahrlost. Wir nehmen den Beginn eines Wandelprozesses wahr, der notwendigerweise eine Regelverletzung darstellt, und unsere Wahrnehmung lässt in dem Maße nach, in dem die anfängliche Regelverletzung zum allgemeinen Usus wird. Ich will Ihnen drei Beispiele vorführen für Sprachwandel, der gegenwärtig gerade im Gange ist.

2.1

Der erster Fall betrifft ein Deklinationsproblem: *Im Herbst diesen Jahres sehen wir uns wieder*. Sätze wie diesen hört man derzeit sehr häufig, auch von gebildeten Sprechern. Natürlich sollte es *im Herbst dieses Jahres* heißen! Warum machen die Leute genau diesen Fehler? Niemand käme schließlich auf die Idee zu sagen *die Hosen diesen Kindes* oder *der Motor diesen Autos*. Warum also *diesen Jahres*? Die Erklärung lautet: Es handelt sich um eine Analogiebildung, ein Phänomen, das in Sprachen immer wieder passiert. Es heißt *im Herbst letzten, vorigen, nächsten Jahres*, also auch *diesen Jahres*. Die semantische Reihenbildung verleitet die Menschen dazu, das Demonstrativpronomen *dieses* wie das Adjektiv *letztes* zu deklinieren. Ich sagte es bereits: Die systematischen Fehler von heute sind die neuen Regeln von morgen. Die folgende Analogiebildung geschah offenbar schon gestern: Der



Genitiv von *die Nacht* heißt bekanntlich *der Nacht*; dennoch hat sich in einer bestimmten Verwendung *des Nachts* eingebürgert in Analogie zu den semantisch ähnlichen Ausdrücken *des Morgens*, *des Mittags* und *des Abends*, die allesamt Maskulina sind. Hier ist die Analogieform mittlerweile voll akzeptiert, im Falle von *diesen Jahres* befindet sich die Sprachkonvention gerade im Umbruch.

2.2

Unser zweiter Fall von Sprachwandel, der gerade stattfindet, betrifft ein syntaktisch-semantisches Problem. Er hat sogar zu einer Bürgerinitiative unter dem Kampfruf »Rettet den Kausalsatz« geführt. Gemeint ist die Konstruktion: *Ich muss jetzt gehen, weil die Geschäfte machen gleich zu*. Auch dieser »Fehler« ist derzeit weit verbreitet; und auch hier ist zu erwarten, dass er zur akzeptierten Norm werden wird. Welcher Prozess ist hier im Gange? Die Konjunktion *weil* ist eine subordinierende Konjunktion und sollte deshalb mit Nebensatz-Wortstellung konstruiert werden. Nicht *weil die Geschäfte machen gleich zu*, sondern *weil die Geschäfte gleich zumachen*. Ein Blick auf größere historische Zusammenhänge zeigt, dass das Wörtchen *weil* eine lange und bewegte Geschichte hinter sich hat: Im Mittelhochdeutschen war das Wort *wile* noch ein Substantiv, das etwa »Zeitdauer« bedeutete. Daraus entwickelte sich eine Konjunktion *weil* mit zunächst temporaler Bedeutung. *Heirate, weil du jung bist* konnte noch Schiller schreiben und damit meinen »während du jung bist«. Die temporale Bedeutung entwickelte sich schließlich zur kausalen Bedeutung, ein Prozess der in vielen Sprachen immer wieder zu beobachten ist, denn die kausale Interpretation einer temporalen Aussage ist oft naheliegend. Die kausale Konjunktion *weil* ist gegenwärtig im Begriff, zu einer so genannten epistemischen Konjunktion zu werden. Etwas verkürzt lässt sich das so verdeutlichen: Der »neue« *weil*-Satz mit Hauptsatz-Wortstellung antwortet nicht mehr auf die kausale Frage »Warum ist das so?«, sondern auf die epistemische Frage »Woher weißt Du das?« Deshalb ist beispielsweise folgender Dialog durchaus sinnvoll:

Ist Peter noch hier? – Nein, der ist schon weg, weil sein Auto steht nicht mehr im Hof.

Der entsprechende Satz mit »korrekter« Nebensatzwortstellung hingegen wäre nicht ohne weiteres sinnvoll und dürfte deshalb wohl auch kaum vorkommen:

Ist Peter noch hier? – Nein, der ist schon weg, weil sein Auto nicht mehr im Hof steht.



der Wissenschaften des 19. Jahrhunderts war. Charles Darwin, Karl Marx und Herbert Spencer bilden lediglich die Spitze eines Eisbergs. Aber um die Pointe vorwegzunehmen: Eine befriedigende Antwort auf die Frage des Wandels hat man in der Linguistik nicht gefunden. Woran lag das?

Es lag – verkürzt gesagt – daran, dass die Forschung gefangen war in den Fesseln dichotomischen Denkens. Man hatte sich in die Frage verbissen, ob der Wandel der Sprache ein Naturphänomen sei oder ein menschliches Artefakt. Noch heute reden wir von künstlichen und natürlichen Sprachen. Und für beide Positionen gab es gute Argumente: Die einen sagten, eine menschliche Sprache sei ein natürlicher Organismus, der lebt, wächst und stirbt, und dessen Leben nicht vom menschlichen Willen beeinflusst werden könne. Noch heute reden wir von lebenden und toten Sprachen. In der Tat stimmt es ja: Sie und ich, wir können den Wandel des Deutschen weder beschleunigen noch aufhalten. Unsere Sprache entwickelt sich, ohne vom Willen des Einzelnen beeinflussbar zu sein. Die anderen führten ins Feld, dass sich die Sprache nur im Gebrauch und durch den Gebrauch wandle. Der Wandel ist somit von Menschen gemacht. Dabei hatte man zweierlei übersehen: Zum einen ist zwischen »natürlich« und »künstlich« noch Platz für ein Drittes, und zum anderen ist der Ausdruck »von Menschen gemacht« in interessanter Weise zweideutig. Betrachten wir ein einfaches Beispiel:

Ich komme von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Diese Uni ist eine Campusuniversität, gebaut auf der grünen Wiese. Wenn Sie ein Luftbild hätten von diesem Campus, würden Sie erkennen, dass die Rasenflächen überzogen sind von einem Netz von Trampelpfaden. Bei genauerem Studium würde Ihnen auffallen, dass das Netz der Trampelpfade viel intelligenter ist als das von den Architekten geplante Netz von gepflasterten Wegen. Die Intelligenz dieses Trampelpfad-Netzes ist jedoch nicht der Intelligenz derer zu verdanken, die es trampelten. Es verdankt sich ausschließlich deren Faulheit. Ja man kann sogar sagen: Je fauler und bequemer unsere Studenten sind, desto intelligenter wird das Netz der Trampelpfade. Ist das Netz ein Artefakt oder ist es ein Naturphänomen? Hätte ich oder hätte sonst jemand die Genese des Netzes verhindern können? Es ist kein Naturphänomen, denn es wurde von Menschen gemacht. Aber es wurde nicht in dem Sinne von Menschen gemacht, wie Artefakte normalerweise hergestellt werden. Diejenigen, die an seiner Genese beteiligt waren, haben weder beabsichtigt, ein Netz von Trampelpfaden herzustellen, noch dürfte ihnen bewusst sein, dass sie es taten. Trampelpfade sind von Menschen gemacht, aber weder willentlich noch wissentlich. Das Netz der Trampelpfade eignet sich vorzüglich als Modell für das Verständnis einer so genannten natürlichen Sprache und deren Wandel. Natürliche und künstliche Sprachen verhalten sich zueinander wie die Trampelpfade zu den von Architekten geplanten und gepflasterten Wegen. Die Wege der Architekten sind wie Esperanto oder eine Computersprache geplant und gezielt hergestellt; dies macht sie zu Artefakten. Deutsch, Suaheli und die Trampelpfade



sind weder geplant noch gezielt hergestellt; dies rückt sie in die Nähe von Naturphänomenen. Sie sind nicht-intendierte Nebeneffekte menschlicher Handlungen. Sie sind weder natürlich noch künstlich im normalen Sinne des Wortes. Für Phänomene dieser Art verfügen wir in unserer Sprache nicht einmal über ein geeignetes Substantiv oder Adjektiv. Ich habe sie – in Anlehnung an Steven Spielberg – »Phänomene der dritten Art« genannt.

Meine These ist also: So genannte natürliche Sprachen sind Phänomene der dritten Art. Unter diesem Aspekt müssen wir sie betrachten, wenn wir ihren Wandel verstehen wollen.

4.

Was kennzeichnet Phänomene der dritten Art? Zunächst einmal muss man erwähnen, dass ein Großteil dessen, was wir »Kultur« nennen, diesem Phänomenbereich angehört: Sitte, Moral, Kunststile, freie Marktwirtschaften, die Inflation und vieles andere mehr. Gewusst hat man dies seit dem 18. Jahrhundert; es waren die schottischen Moralphilosophen, allen voran Adam Smith und Adam Ferguson, die diese Phänomene entdeckt und beschrieben haben. Die eleganteste Definition stammt von Adam Ferguson, der im Jahre 1767 schrieb: »and nations stumble upon establishments, which are indeed the result of human action, but not the execution of any human design«; und er vergaß nicht zu erwähnen, dass Sprachen eben solche »establishments« sind. Da sich aber Wissenschaftler bei ihrer Lektüre an die vorgegebenen Fächergrenzen der Universitätsbibliotheken zu halten pflegen, ist keinem Geisteswissenschaftler und Linguisten des 19. Jahrhunderts in den Sinn gekommen, in die Schriften der schottischen Moralphilosophen und Volkswirtschaftler zu schauen. Kehren wir zurück zu unserer Frage: Was kennzeichnet die so genannten Phänomene der dritten Art?

Um sie zu verstehen, muss man zwei Ebenen getrennt betrachten, die auf den ersten Blick nicht viel gemeinsam haben, die Mikroebene des individuellen Handelns und die Makroebene der durch dieses Handeln erzeugten Struktur. Das Besondere daran ist, dass die handelnden Akteure die Makroebene nicht im Auge haben und nicht reflektieren. Sie sind ausschließlich daran interessiert, ihre »lokalen« Handlungsziele zu realisieren. Keiner von uns denkt beim Einkauf an seinen Beitrag zur Inflation, so wenig wie wir bei unserer Alltagskommunikation an unseren Beitrag zum Wandel des Neuhochdeutschen zum Spätneuhochdeutschen denken. Kein Mitglied der 26 Generationen, die zwischen Walther von der Vogelweide und uns liegen, hat jemals gesagt: Lasst uns so reden, dass aus unserem Mittelhochdeutsch allmählich Neuhochdeutsch wird; aber faktisch haben sie es getan. Neue Strukturen entstehen genau dann, wenn eine Vielzahl von Menschen auf systematische Weise von den alten Strukturen abweicht. Wenn Leute kreuz und quer über den Rasen laufen, entsteht kein Trampelpfad; er kann nur dann entstehen, wenn sie auf systematische Weise über den Rasen laufen.



Das Gleiche gilt für unser Sprachverhalten: Unsere alltäglichen zufälligen Regelverletzungen lassen keine Spuren in der Sprache zurück. Nur für die systematischen Regelverletzungen gilt, dass sie die neuen Regeln von morgen sind. Was aber erzeugt die Systematizität unserer Regelverstöße? Die Antwort lautet: Wir handeln – ohne dass uns dies bewusst ist – nach bestimmten Strategien bzw. Maximen. Ein Trampelpfad entsteht, weil eine Vielzahl von Menschen von A nach B geht nach der Maxime der Energieersparnis. Diese Maxime erzeugt die Regelmäßigkeit des Verhaltens, die nach einer gewissen Zeit dann Spuren zurücklässt. Die Maxime der Energieersparnis spielt auch für den Sprachwandel eine große Rolle: Wir artikulieren das Hilfsverb *haben* normalerweise als [ham]. Noch ist dies eine ausschließlich umgangssprachliche Ausdrucksform, aber irgendwann einmal wird sie auch in die Hoch- und Schriftsprache Eingang finden, und dann wird etwas Ähnliches passiert sein wie beim Wandel von Latein zum Spanischen, wo lat. *habent* zu span. *han* geworden ist. Neben der Maxime der Energieersparnis gibt es eine ganze Reihe anderer Maximen, die wir beim Kommunizieren bewusst oder unbewusst befolgen, und die mit der Zeit immer wieder den Wandel der Sprache erzeugen. Eine wichtige Maxime beim Kommunizieren ist es natürlich, so zu reden, dass man verstanden wird. Diese Maxime sorgt im Wesentlichen für Konstanz und Kontinuität. Wer nichts anderes will, als verstanden werden, sollte zu ausschließlich orthodoxen Mitteln greifen. Jede innovative Abweichung riskiert potentiell das Verständnis. Wenn Sie am Ertrinken sind, sollten Sie laut und wohlartikuliert *Hilfe* rufen; ästhetisch anspruchsvollere Varianten, wie *Unterstützung* oder das neudeutsche Wort *support*, sind in einer solchen Situation fehl am Platz. Wer hingegen auffallen will, muss innovativ sein. Wohlgermerkt, auffallen wollen ist nicht ehrenrührig, sondern oftmals ein absolut notwendiges Nebenmotiv unserer kommunikativen Unternehmungen. Denn Kommunikation findet meist unter Knappheitsbedingungen statt. Jedem ist die Situation bekannt: Man redet, und keiner hört zu; oder man hat etwas geschrieben und keiner will es lesen. Jugendliche sind im Auffallen mit Hilfe sprachlicher Mittel wahre Meister, denn in einem gewissen Alter ist die Kunst des Imponierens sozial überlebenswichtig. Die Verwendung eines Tabuwortes, wie des Wortes *geil*, ist beispielsweise ein hervorragendes Mittel, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allerdings ist diese Strategie selbstzerstörend: Wenn das Wort *geil* mit hoher Frequenz verwendet wird, was derzeit der Fall ist, so verliert es seinen Tabuwert und damit seine Attraktivität im Spiel des Imponierens. Imponieren ist ein Spiel, bei dem Ausgefallenheit Trumpf ist. Das ist der Grund dafür, weshalb die Halbwertszeit jugendsprachlicher Ausdrücke meist extrem kurz ist. Ein ausgefallenes Mittel, das gut ankommt, steigt in der Frequenz und verliert damit seinen Ausgefallenheitsbonus. Ähnliches gilt übrigens für Ausdrücke, die zum Zwecke der Höflichkeit verwendet werden. Werfen wir beispielsweise einen Blick auf Frauen bezeichnende Substantive: Jahrhundertlang hatte das Wort *Weib* in der Form *wip* brav seinen Dienst getan bis schließlich zur



KONTAKT

Prof. Dr. Rudi Keller

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Germanistisches Seminar

↳ ANSCHRIFT:

Universitätsstr. 1
40225 Düsseldorf

↳ TELEFON:

+49 (0)211 81-12945

↳ TELEFAX:

+49 (0)211 81-15230

↳ E-MAIL:

keller@phil-fak.uni-duesseldorf.de

↳ INTERNET:

www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/rudi.keller